

Quousque tandem ...?

Das Fach Österreichische Geschichte – eine Herausforderung der männlichen Tradition*

Brigitte Mazohl-Wallnig

Den Regeln der antiken *Ars sermonis* folgend, meine Damen und Herren, war es bei Symposien und Konviven der Brauch, auch ungeladene Gäste kunstvoll im Gespräch zu „assoziiieren“, sie als geistige „Umbræ“, als unsichtbare Schatten vom jeweiligen Redner mitbringen und so an den *sermones* teilhaben zu lassen. Einige dieser unsichtbaren Gäste haben durch das Motto meiner heutigen Inauguraldisputatio bereits schweigend den Raum betreten – ich heiße sie herzlich willkommen.

Die rhetorische Anleihe bei Cicero erweist nicht nur einem der würdigsten Vertreter des abendländischen Denkens, d. h. des männlichen Diskurses die Ehre, sie erbaut zugleich auch die Bühne, auf welcher dieser Diskurs sich zu präsentieren gewohnt ist: Die rhetorische Anleihe „Quousque tandem ...?“ inszeniert die verbale Herausforderung, den zwischen Männern kultivierten Zweikampf, den Topos von Sieg oder Niederlage – wobei gerade das Beispiel von Cicero und Catilina, die Tatsache der letalen Niederlage beider nämlich, die langfristige Fragwürdigkeit dieser Alternative zeigt.

Die Herausforderung der männlichen Tradition, der ich mich heute abend auf dem Felde *Clios* stellen will, versteht sich nicht als Zweikampf: Duelle waren bekanntlich – wie Ute Frevert in ihrem orginellen Buch *ber „Ehrenmänner“* gezeigt hat – eine ausschließlich Männern vorbehaltene Art der Auseinandersetzung um ihre Würde und Ehre; die Ungleichheit der Ausgangsposition, der jahrhundertelang nicht geschulte Umgang mit männlichen Waffen, lassen eine solche kämpferische Konfrontation meinerseits gar nicht erst zu.

Wenn also von Herausforderung die Rede ist, so ist sie passiv – oder, grammatikalisch ausgedrückt, intransitiv gemeint: Ich bin es, die sich von einer nicht endenwollenden, beindruckenden und überwältigenden Gale-

* Unveränderte Fassung der am 15. November 1994 gehaltenen Antrittsvorlesung an der Leopold-Franzens-Universität Innsbruck, Institut für Geschichte. Dem Vortragscharakter der Ausführungen entsprechend wurde auf Literaturnachweise verzichtet.

rie männlicher Ahnen herausgefordert fühlt und nicht umgekehrt – herausgefordert, versucht, es ihnen gleichzutun, ihnen nachzueifern, ihnen gleichzuwerden, wie lange noch? Quousque tandem?

Anstelle von Duell und Zweikampf werde ich den unsichtbaren Schatten, den großen Meistern meines Faches meine Reverenz erweisen, eine Reverenz, welche selbst der passiven Form von Herausforderung jede kämpferische Schärfe nimmt: Bewunderung und Verehrung – das subtile Instrument männlichen Umgangs gegenüber dem weiblichen Geschlecht – bietet in diesem Falle die Möglichkeit eines ungewohnten Rollentauschs: Bewunderung und Verehrung, Männern gezollt, das ist eine längst fällige Antwort auf das jahrhundertealte Spiel von Galanterie und Verachtung, das zwischen den Geschlechtern gespielt worden ist, um einer wirklichen und beide Seiten befruchtenden Auseinandersetzung zwischen ihnen aus dem Wege zu gehen.

Ich werde dieses paradoxe und vielstrapazierte Instrument von gleichzeitiger Würdigung und Mißachtung in differenzierterer Form zu spielen versuchen: Das heißt in erster Linie, die Herausforderung der männlichen Tradition ernst und anzunehmen, das heißt, ihr jene Wertschätzung zukommen zu lassen, die ihr gebührt, das heißt aber auch, längst notwendige unbequeme Fragen zu stellen, die Frage etwa quousque tandem die weibliche Dimension von Realität, die weibliche Dimension von Geschichte, von österreichischer Geschichte ausgeblendet zu bleiben hat?

Oder die Frage nach der Jahrhunderte währenden psychischen und physischen Arbeitsteilung zwischen den Geschlechtern, welche dem einen jeweils die lichte Sphäre des beherrschbaren Intellekts, dem anderen den dunklen Kontinent unkontrollierbarer Emotionen zugewiesen hat, mit all den aus dieser archetypischen Polarisierung sich ergebenden historischen Folgeerscheinungen?

Oder die noch unbequemere Frage nach der Art und Weise, wie moderne Wissenschaft, rationales Denken und die Konzeptualisierung von Männlichkeit und Weiblichkeit sich wechselseitig in ihrer Entwicklung bedingt und gefördert haben, und damit verbunden – nicht zuletzt – die Frage, ob nicht auch dasjenige Geschlecht, welches Alain Corbin in einem bemerkenswerten Beitrag das „trauernde“ genannt hat, sich selbst in dieser von ihm beherrschten Welt zum Opfer gebracht hat?

Gemäß meinem Versprechen, die Herausforderung dieser männlichen Tradition in ernsthafter Weise anzunehmen, möchte ich an diesem Punkt zunächst auf den Wurf des feministisches Fehdehandschuhs ver-

zichten und diesen erst in einer zweiten Runde wieder aufgreifen, um ihn dann freilich ebenso ungeworfen in die eigene Hand zu nehmen, wohin er vernünftigerweise ja auch gehört.

Lassen Sie mich daher in einem ersten Schritt, meine Damen und Herren, die beeindruckende Schar der eingangs bereits beschworenen unsichtbaren und doch anwesenden glanzvollen Schatten apostrophieren, die den Lehrstuhl für österreichische Geschichte seit seiner Einrichtung im Zuge der Thun-Hohensteinschen Hochschulreform in Innsbruck innegehabt hatten:

Meine Reverenz Herrn Kollegen Heinrich Glax, dem ersten, im Jahr 1852 berufenen Ordinarius für österreichische Geschichte an der Universität Innsbruck; meine Verehrung seinem bedeutenden Nachfolger, Alphons Huber, dank dessen Mut zu einer „Gesamtdarstellung“ der österreichischen Geschichte erstmals und richtungsweisend ein raumzeitlicher Rahmen für den problematischen, einer exakten historischen Definition sich notwendigerweise entziehenden Begriff „Österreich“ vorgegeben wurde, und damit das theoretische Paradigma, innerhalb dessen „Österreich“ nun als einheitliches (staatliches) Gebilde gesehen werden konnte, für die Zukunft festgelegt worden ist.

In anerkennender und dankbarer Verehrung habe ich in dieser Form noch weiterer sechs Vorgänger auf dem Lehrstuhl für österreichische Geschichte zu gedenken: Lassen Sie mich symbolisch Josef Hirn begrüßen, dessen wissenschaftliche Schwerpunktsetzung die spätere traditionsreiche Ausrichtung auf die Geschichte Tirols an der hiesigen Lehrkanzel eingeleitet hat, desgleichen Michael Mayr, der als einer der ersten Österreicherhistoriker dank seiner spezifischen italienischen Interessen die für die Innsbrucker Geschichtswissenschaft so wesentliche Verbindung zum Römischen Historischen Institut und überhaupt zu Rom aufgenommen hat.

Schließlich eine besondere Reverenz meinem überaus geschätzten Vorgänger Hans von Voltelini, dessen Faszination für die Verbindung von Rechts- und Geschichtswissenschaft und dessen Überzeugung von der Unverzichtbarkeit rechtshistorischer Kenntnisse für Juristen wie für Historiker von seiner Nachfolgerin vollinhaltlich geteilt werden.

Hans von Voltelinis wissenschaftliche Forderung nach einer modernen österreichischen Reichsgeschichte, welche die Genese der österreichischen Staatswerdung im Zusammenhang mit der Ausbildung des öffentlichen Rechts zum Gegenstand haben sollte, diese seine Forderung, die er kurz vor seiner Ernennung zum Ordinarius für Österreichische Geschich-

te im Jahre 1902 mit Nachdruck gestellt hat, fällt noch knapp ein Jahrhundert später auf fruchtbaren Boden: Meine Grundlagenvorlesung über die „Geschichte der Österreichischen Staatswerdung“ versucht eben diese Tradition an wissenschaftlicher Fragestellung fortzuführen; gelegentlich vermeine ich bei der einen oder anderen Vorlesungsstunde seinen – wie mir scheint – wohlwollend kritischen Blick wahrzunehmen.

Mit Hermann Wopfner, dem ich als nächsten meinen Respekt erweise, ist bereits jene Generation der Urgroßväter erreicht, die, wenn auch nicht mehr durch unmittelbar persönliche Kenntnis, so doch durch die Ohren- und Augenzeugenschaft der Großväter und Väter einen noch sehr viel lebendigen Traditionsstrang der Überlieferung repräsentiert. Hermann Wopfner ist vor allem dafür zu danken, daß er in bewundernswerter Kreativität die rechts- und verfassungshistorischen Anregungen seines Vorgängers Voltolini mit jenen sozialen und wirtschaftlichen Fragen verknüpft hat, welche er bei seinen anderen beiden bedeutenden akademischen Lehrern, Alfons Dopsch in Wien und Karl Lamprecht in Leipzig, aufzuwerfen gelernt hatte. Beispielhaft und weiterführend für diese integrative rechts-, wirtschafts- und sozialhistorische Betrachtungsweise sind Wopfners Forschungen zum Bauerntum in Tirol gewesen, die ihn vom bäuerlichen Besitzrecht wie Erbleihe, Freistiftrecht und Almendregal zum zentralen Interessensgebiet seiner wissenschaftlichen Vita, zu den wirtschaftlichen und rechtlichen Ursachen der Bauernkriege, insbesondere in Tirol geführt haben.

Auch Hermann Wopfners Vorbild ist mir in jeder Hinsicht wert und teuer: Steht hier doch ein Repräsentant einer akademischen Tradition vor unserem geistigen Auge, für welche persönliches und wissenschaftliches Engagement durchaus nicht zu trennen waren. Ein reflektiertes Bewußtsein der eigenen bäuerlichen Herkunft und das Bedürfnis nach unmittelbar erleb- und erfahrbarer Anschauung haben Hermann Wopfner als Fußwanderer zu den Tiroler Bergbauern getrieben; was er auf diese Weise einlöste, bedeutet nichts weniger als eine der zentralen Forderungen feministischer Wissenschaft zu erfüllen: im Bewußtsein persönlicher Betroffenheit seine Erkenntnisziele zu formulieren und die Objekte der eigenen Forschung in den Prozeß der Erkenntnis miteinzubeziehen.

Die enge Verbindung zur Wirtschaftsgeschichte, und daraus folgend zur historischen Geographie, wie sie für jene wissenschaftlich so innovativen Jahre zu Beginn unseres Jahrhunderts charakteristisch waren, legte auf diese Weise den Grundstein für eine moderne struktur- und sozialgeschichtliche Betrachtungsweise der Vergangenheit, nicht nur in Wien, wo

bekanntlich im Jahr 1922 von Alfons Dopsch das Seminar für Wirtschafts- und Kulturgeschichte gegründet wurde, sondern gerade auch an der Universität Innsbruck, wo das Fach Österreichische Geschichte in der Ära Wopfners mit der Wirtschaftsgeschichte verbunden und im Jahr 1923 ein dieser Lehrkanzel assoziiertes „Institut für geschichtliche Siedlungs- und Heimatkunde der Alpenländer“ begründet wurde.

Der internationale Rang, den die Innsbrucker volks- und landeskundliche Forschung damals eingenommen hat, wurde kürzlich erst in einer an der Bielefelder Universität durchgeführten Studie über die „Volksgeschichte“ als methodische Wegbereiterin der modernen Sozialgeschichte aufgezeigt. Und es ist die Universität Innsbruck, welche der Kocka-Schüler Oberkrome unter diesem Gesichtspunkt als entscheidendes innovatives Zentrum der volks- und landeskundlichen Forschung neben die Universitäten von Bonn und Leipzig stellt.

Die Nähe zu Wirtschaftsgeschichte und historischer Geographie, die durch diese neue Art des wissenschaftlichen Umgangs mit Geschichte eingeleitet worden war, hat begreiflicherweise auch Wopfners Nachfolger und Schüler Franz Huter grundlegend geprägt und ausgezeichnet, worüber ich in diesem Falle die ungewöhnliche Freude habe, eine erst vor kurzem brieflich geäußerte persönliche Stellungnahme aus der Feder dieses meines verehrten Vorvorgängers wörtlich wiederzugeben:

„Was die Zuhilfenahme der Geographie durch den Historiker betrifft“, so schrieb Franz Huter am 29. Juni des heurigen Jahres, kurz vor seinem 95. Geburtstag in einem persönlichen Brief an seine Nachfolgerin, „was also die Zuhilfenahme der Geographie durch den Historiker betrifft, so ist sie ein Ruf, die natürlichen Voraussetzungen der historischen Entwicklung nicht außer acht zu lassen. Ich lernte da viel in Freiburg, aber vor allem von Hermann Wopfner in Tirol – zumal auf Exkursionen, auf die er besonderen Wert legte.“

Die Art der Reverenz gegenüber der männlichen Vorgängerschaft erhält an diesem Punkt begreiflicherweise eine neue Dimension: Mit Franz Huter und dessen Nachfolger Johann Rainer, meinem direkten Amtsvorgänger, ist die Großväter- und Vätergeneration selbst erreicht, die eo ipso sehr viel unmittelbarer prägender Bestandteil des eigenen wissenschaftlichen Werdegangs ist, wobei mir – für den Augenblick – nur nebenbei die Bemerkung erlaubt sei, daß innerhalb der bisherigen Traditionen an der Alma Mater von Großmüttern und Müttern als wissenschaftlichen Vorbildern kaum die Rede sein kann.

Da sich jede nachwachsende Generation zu der ihrer Großväter besonders hingezogen fühlt, ist es mir ein wichtiges Anliegen, jener heute manchmal unterschätzten wissenschaftlichen Tradition methodisch innovativer landes- und volkskundlicher Forschung die gebührende Anerkennung zu zollen, für welche der Name Franz Huter geradezu exemplarisch steht. Ich hatte in diesem Raum bereits einmal Gelegenheit, den tiefgreifenden Bruch an wissenschaftlicher Kontinuität zu bedauern, welcher die zeitgenössische österreichische Historiographie das Bewußtsein von dieser ihrer eigenen bedeutenden Vergangenheit – im Gegensatz zu ganz anders verlaufenden Entwicklungen in Frankreich etwa oder Italien – aus den Augen verlieren ließ.

Meinen gebührenden Respekt schließlich – und nicht zuletzt – meinem eigentlichen Vorgänger Johann Rainer, der die vielfältigen Traditionen an dieser Lehrkanzel in seiner Person zu vereinen und weiterzuführen verstand: Die seit den Zeiten Michael Mayrs mit dem Lehrstuhl verbundene Grenzüberschreitung gegenüber Italien zum einen, welche er durch eine rege italienische Forschungs- und Lehrtätigkeit fortgeführt und damit auch der künftigen wissenschaftlichen Ausrichtung dieses Lehrstuhls den weiteren Weg gewiesen hat; zum zweiten die umfassende Kenntnis und Vermittlung von österreichischer Geschichte in ihrem gesamten Umfang in der akademischen Lehre, wie sie seit der Einrichtung des Faches für den *Austriacus* Verpflichtung war.

Mit dieser letzten Reverenz für Johann Rainer, meine Damen und Herren, schließt sich der Kreis wieder hin zu jenen Anfängen des Faches, womit Heinrich Glax durch das neubegründete Ordinariat für Österreichische Geschichte vor allem die Ausbildung von Lehramtskandidaten auferlegt worden war.

Wenn in meiner bisherigen Rückschau die wissenschaftlichen Persönlichkeiten meiner Vorgänger im Zentrum des Interesses standen, so soll nun in einem zweiten Schritt nach dem Wandel der institutionellen Zielsetzung des Faches „Österreichische Geschichte“ gefragt werden, nach den Aufgaben und Zielen also, die dem Fach und seinen Vertretern in mehr oder weniger selbstgewählter Verpflichtung gestellt waren.

Zunächst im Schatten des ranghöheren Ordinarius für Allgemeine Geschichte Julius von Ficker stehend, sah sich nämlich der erste *Austriacus* Heinrich Glax mit einer folgenschweren doppelten Einschränkung konfrontiert. Einerseits von der Definition des Faches her vorwiegend mit der Ausbildung von Lehramtskandidaten betraut, damit dem Forschergeist des All-

gemeinhistorikers ungestört die wissenschaftliche Ausbildung des Nachwuchses überlassen bleiben konnte, war ihm andererseits ganz besonders die Aufgabe übertragen, jene Zielsetzung eines „vaterländischen historischen Bewußtseins“ in der Lehre zu verfolgen, die seitens des Ministeriums als grundlegende Aufgabe historischer Forschung und Lehre überhaupt definiert worden war, eine Auffassung, die bekanntlich auch im Jahr 1854 in Wien zur Gründung des Instituts für österreichische Geschichtsforschung geführt hatte.

Die Geburtsstunde des Faches Österreichische Geschichte war auf diese Weise, in Innsbruck ebenso wie in Wien, mit der klaren programmatischen politischen Zielsetzung der Schaffung eines gesamtösterreichischen Nationalbewußtseins, d. h. Staatsbewußtseins verbunden gewesen. Der Ordinarius für Österreichische Geschichte hatte – unter Hintanstellung etwaiger selbständiger wissenschaftlicher Ambitionen – vor allem dieser Zielsetzung zu dienen.

Sowohl das Fach als auch sein erster Repräsentant blieben auf diese Weise in ihrem ersten Jahrzehnt hinter der Strahlkraft der Allgemeinen Geschichte und seines prominenten Vertreters Ficker zurück – bis zu dem Zeitpunkt allerdings nur, da sich anlässlich der bevorstehenden Habilitation von Fickers bedeutendem Schüler Alphons Huber die Frage nach der Abgrenzung zwischen Allgemeiner und Österreichischer Geschichte stellte und die wissenschaftliche Rechtfertigung des Faches – über seine unmittelbar politische Aufgabe hinaus – erneut zur Debatte stand.

Es war für die weitere Entwicklung des Faches paradoxerweise von ausschlaggebender und zukunftsweisender Bedeutung, daß damals seine wissenschaftliche Eigenständigkeit bzw. seine Abgrenzung von der Allgemeinen Geschichte massiv in Zweifel gezogen wurde.

Mit Vehemenz setzte sich nämlich Hubers Habilitationsvater Ficker damals – 1859 – dafür ein, daß die Österreichische Geschichte von der Allgemeinen durchaus nicht zu trennen sei: Gerade im Falle von Österreich, so meinte der Allgemeinhistoriker mit – heute vielfach verlorengangener – universalhistorischer Perspektive, sei eine solche Absonderung undurchführbar, handle es sich bei Österreich doch um ein Reich, „an welchem alle Hauptvölkermassen, welche in das geschichtliche Leben des Abendlandes bestimmend eingriffen, Germanen, wie Slaven und Romanen beteiligt waren, welches sogar zur orientalischen Welt immer in nächsten Beziehungen stand, welches fast von keinem welthistorisch epochemachenden Ereignis unberührt blieb“.

Die welthistorische Bedeutung des Faches war auf diese Weise – neben seiner bisherigen nationalpolitischen – von autoritativer Hand festgeschrieben worden – womit ein Hauptargument in der Rechtfertigungsstrategie seiner Vertreter für die Zukunft geboren war. Noch mehr als hundert Jahre später sah sich etwa der jetzt emeritierte Ordinarius für österreichische Geschichte an der Universität Wien, Adam Wandruszka, anlässlich seiner Berufung im Jahr 1969 veranlaßt, dem „peinlichen Geruch von Provinzialismus“, der möglicherweise der österreichischen Geschichte anhaften könnte, mit dem Hinweis auf ihre welthistorische Bedeutung im Brennpunkt internationaler Forschungsinteressen zwischen Europa und Amerika entgegenzutreten.

Mit dem Allgemeinhistoriker Alphons Huber auf dem Lehrstuhl für Österreichische Geschichte war also – um nach Innsbruck zurückzukehren – dem Fach ein anderer Rang verliehen worden: „Vaterländische Geschichtsforschung“ und welthistorische Perspektive hatten sich zu einer sinnvollen Synthese verbunden.

Was freilich die stillschweigend vorausgesetzten Kategorien betrifft, mit welchen man(n) sich „die“ Geschichte Österreichs in diesen ersten Jahrzehnten durch mittlerweile auch methodisch professionalisierte Forschung untertan machte, so sehen wir unsere verehrten Ahnen ihrerseits in einer langfristig ererbten Tradition von Herrschaftsgeschichte stehen, die sie wie selbstverständlich von ihren Vätern übernahmen: Quellenbearbeitung wie Darstellung legten damit die Weichen für eine weitgehend dynastisch bzw. staatlich orientierte Geschichtsauffassung, die für die Entwicklung des Faches bis heute wegweisend blieb.

Freilich wurde im Zusammenhang mit der vorhin skizzierten methodischen Erneuerung durch die Hinwendung zur Rechts- und Reichsgeschichte Ende des 19. Jahrhunderts und schließlich – nachdem ein gesamtösterreichischer Staatsbegriff durch das Trauma des Ersten Weltkriegs brüchig geworden war – in den zwanziger Jahren durch die Erweiterung der Perspektive zur Wirtschafts- und Kulturgeschichte innerhalb des Faches eine weitere Traditionsschiene gelegt, deren Optik kein staatliches oder dynastisches Zentrum mehr anvisierte, sondern die stattdessen von der Peripherie, von den Rändern her ein Totum, ein Ganzes ins Auge zu fassen versuchte: das Volk. Dieses freilich in seinen für die damalige Zeit kennzeichnenden ideologischen Implikationen: das deutsche, das germanische Volk.

Es war aufgrund dieser politisch-ideologischen Begrifflichkeit für spätere Historikergenerationen schwierig, die methodisch-wissenschaftli-

che Affinität zwischen dem damaligen Volksbegriff und dem späteren modernen Terminus „Gesellschaft“ zu erkennen und damit zwischen Methode und Ideologie von „Volksgeschichte“ zu differenzieren. Daß diese Affinität in methodischer Hinsicht fraglos gegeben war, zeigt die Mühelosigkeit, mit welcher der Begriff „Volk“ im Werk Otto Brunnes, eines der bedeutendsten Vertreter dieser „neuen Wege“ einer österreichischen Sozialgeschichte, in späteren Ausgaben durch den Begriff „Struktur“ ersetzt werden konnte; ein Faktum freilich, welches der Rezeption von Autor und Werk durch die jüngere österreichische Historiographie nicht gerade förderlich war.

Auf diese Weise wurde mit jener in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts entwickelten struktur- und sozialgeschichtlichen Perspektive, die nun das Volk – gegenüber dem Staat – zum Erkenntnisziel erkoren hatte, in der Nachkriegszeit ebenso vollständig gebrochen, wie die Bedeutung von Staaten und Nationen nun, da es um die Konsolidierung einer neuen österreichischen staatlichen Identität gehen mußte, erneut in den Vordergrund des Interesses rückte; so lange bis mit der Wieder- bzw. Neuentdeckung der „Gesellschaft“ in den späten sechziger Jahren ein neues sozialgeschichtliches Paradigma auch innerhalb der österreichischen Geschichte, insbesondere der neueren und neuesten Geschichte, den Blick wieder verstärkt auf die inneren Strukturen gesellschaftlicher und politischer Organisationsformen legte und damit einer jahrhundertelangen Tradition von Herrschaftsgeschichte nun eine von unten legitimierte Gesellschaftsgeschichte gegenüberstellte.

An diesem Punkt stellt sich heute die Legitimierungsfrage des Faches Österreichische Geschichte – verbunden mit dem Blick auf seine historische Genese – dringender denn je, und die wiederholten Bemühungen seitens der Historiker, die „Probleme der Geschichte Österreichs und ihrer Darstellung“ aufzuarbeiten, geben von diesem Orientierungsbedürfnis ein beredtes Zeugnis ab. Fragen nach dem räumlichen und zeitlichen Umfang der österreichischen Geschichte, nach dem Österreichbegriff als solchem, Fragen nach der österreichischen Nation, dem österreichischen Nationalbewußtsein, der österreichischen Staatlichkeit, nach einer spezifisch österreichischen Identität werden, zum Vorteil des Faches, wie mir scheint, angesichts dieser, von Hugo Hantsch in seiner Antrittsvorlesung im Jahr 1947 bereits konstatierten „Krise der österreichischen Geschichtsauffassung“ häufiger denn je gestellt. Und es ist an der Zeit, sie zu stellen, wenn die Geschichtswissenschaft ihrer nach meinem Verständ-

nis wesentlichsten Aufgabe, ihrem Auftrag nach kritischer Selbstreflexion gerecht werden will.

Nun ist freilich ein ausgeprägtes Theoriebewußtsein wohl nicht die größte Stärke des Faches in seinem historischen Werdegang gewesen, obwohl sich angesichts der Komplexität seines Gegenstandes seinen Vertretern die Frage nach der Definition desselben von Anfang an gestellt hatte, und in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts bereits Stimmen darüber laut wurden, man könne mit Privilegium Minus und Majus, mit der „Verneuwerten Landesordnung“, mit der Sanctio Pragmatica und einem Directorium in politicis et cameralismus die jungen Generationen des damaligen Heute nicht mehr mitreißen, und es sei daher eine methodische und theoretische Erneuerung des Faches vonnöten.

In der Geborgenheit einer der Konsolidierung des Gesamtstaats dienenden „vaterländischen Geschichtsauffassung“ konnte sich die wissenschaftliche Energie aber wohl sehr viel unbelasteter der akribischen Bearbeitung kaiserlicher Urkunden und der referierenden Präsentation dynastisch-staatlicher Ereignisabfolgen hingeben, als es nach dem Zusammenbruch von Vaterland und ihm komplementärer Geschichtsauffassung möglich war.

Wenn also eine befriedigende Gesamtdarstellung der österreichischen Geschichte über Generationen hinweg ein uneingelöstes wissenschaftliches Desiderat geblieben ist, so hat dies, wie Herwig Wolfram, der Herausgeber der neuen, größtenteils noch in Bearbeitung befindlichen zehnbändigen Geschichte Österreichs mit Recht betont, wohl seinen Grund. Zu vielfältig ist jenes Gebilde, das bis 1804 – dem modernen staatsrechtlichen Verständnis gemäß – nicht einmal einen Namen hatte, zu heterogen und eigenständig, zu wechselhaft in ihrer Zusammengehörigkeit waren die verschiedenen territorialen, rechtlichen und politischen Einheiten, die erst im Laufe des 18. und vollends im 19. Jahrhundert zu einem modernen Zentralstaat zusammengewachsen sind.

Nun liegt aber gerade darin, in der facettenreichen Vielfalt dessen, was mit dem Begriff „österreichische Geschichte“ immer nur unzureichend definiert werden kann, der eigentliche Reiz dieses unseres, meines Faches begründet. Es bedeutet unter diesem Gesichtspunkt eine außerordentliche Bereicherung und Herausforderung, sich der Philosophie und Rhetorik eines Giambattista Vico, des Historiographen Karls VI. in Neapel, ebenso zuwenden zu können, wie dem burgundischen Hofzeremoniell, der Entwicklung der niederungarischen Bergbaustädte ebenso wie der

Auflösung der Feudalherrschaft Rhäzüns – die raum-zeitliche Dimension des Faches bietet, wenn man sich auf sie einläßt, statt sie in starrer chronologischer Reglementierung einfangen und damit beherrschen zu wollen, tatsächlich jene weite europäische und welthistorische Perspektive, welche seine Vertreter immer wieder für sich in Anspruch genommen haben.

Lucien Febvre, einer der großen alten Meister der Annales, hat wohl zu Recht betont, daß er „nur ein einziges Mittel (kenne), um die große Geschichte richtig zu erfassen und richtig zu verstehen“. Dieses Mittel bestehe darin, „zuallererst, von Grund auf und ihrer gesamten Entwicklung nach über die Geschichte einer Region, einer Provinz zu verfügen“. Das aber ist genau der Weg, den nicht nur die heute sehr viel prominenteren Historiker der Annales, sondern auch die österreichische landes- und kulturgeschichtliche Forschung am Beispiel Tirols, Kärntens, Niederösterreichs gewiesen hat, als sie sich von den bislang vorherrschenden nationalstaatlichen und dynastiepolitischen Kategorien der Geschichtsbetrachtung zu lösen begann. Innerhalb eines Faches wie Österreichische Geschichte freilich läßt sich ein solcher Anspruch nicht einlösen, wenn man seiner europäischen Ausdehnung in den vergangenen Jahrhunderten gerecht werden will.

Deshalb freilich eine Rückkehr zur staatsteleologischen Geschichtsbetrachtung des 19. Jahrhunderts, wie sie bei der Geburtsstunde des Faches Pate stand, anzuvisieren, könnte aus heutiger Sicht wohl nur als Anachronismus bezeichnet werden. Es ist in diesem Sinne dem emeritierten Ordinarius für Geschichte der Neuzeit an der Universität Salzburg, Fritz Fellner, zuzustimmen, der bereits in seiner Antrittsvorlesung im Jahre 1964 von der Notwendigkeit gesprochen hat, daß die Geschichtswissenschaft sich der historischen Bedingtheit ihrer Denkkategorien bewußt werde, um sich mit neuen, aus den Erfordernissen der Gegenwart gewonnenen Erkenntnisinteressen der Vergangenheit anzunähern.

Die thematische und inhaltliche Ausdehnung, welche die Geschichtswissenschaft – in dieser unserer Gegenwart – insgesamt durch ihre Hinwendung zum Menschen in seinen gesellschaftlichen Bezügen genommen hat, bietet daher auch der österreichischen Geschichte, wenn sie die tradierten Grenzen ihres Faches zu überschreiten wagt, ein reiches Betätigungsfeld, ein Betätigungsfeld, durch welches freilich ihre tatsächliche Untrennbarkeit von der Allgmeinhistorie, von der bereits Ficker gesprochen hatte, einmal mehr bestätigt wird.

Auf diese Weise schillert das Fach bis heute im Spannungsfeld seiner widersprüchlichen Pole: oszillierend zwischen seiner wissenschaftlichen, theoretisch-methodischen Ersetzbarkeit und historisch-politischen Unersetzlichkeit, wobei selbst letztere, angesichts obsolet gewordener Kategorien wie Nation, Staat, Volk, fragwürdig bleibt – denn auch der modische Terminus „Identität“ entlastet uns nicht von der gleichbleibenden Notwendigkeit einer Definition des konkreten historischen Zeit-Raums, in welchem ein kollektives Bewußtsein wie österreichische Identität sich entwickeln konnte.

Diese meine bisherigen Überlegungen, sehr geehrte Damen und Herren, bewegten sich, wie unschwer zu erkennen war, im Rahmen von Denkkategorien, welche die wissenschaftliche Sprache der männlichen Tradition bereitgestellt hat, und welche gleichermaßen männlichen wie weiblichen Historikern zur Verfügung stehen.

Worin aber, so höre ich bereits die Einwände, liegt denn nun – wenn überhaupt – das spezifisch „männliche“ dieser Tradition? Oder – umgekehrt gewendet – was hat man wohl – und cui bono – unter einer „weiblichen“ Wissenschaft und Sprache sich vorzustellen?

Es ist knapp zwei Jahre her, als mir anlässlich des Bewerbungsvorgangs für die Lehrkanzel für Österreichische Geschichte an dieser Universität die Frage gestellt wurde: „Schreiben Frauen eine andere Geschichte als Männer?“ Es hat mich diese Frage seither – über die Vorläufigkeit der damaligen Antwort hinaus – nicht mehr losgelassen; bedeutet sie doch, wenn man sich ernsthaft auf sie einläßt, eine nicht minder berechtigte Herausforderung seitens der männlichen Tradition selbst, im Sinne einer durchaus naheliegenden Gegenfrage an die Vertreterinnen feministischer Wissenschaft, welche genuin weibliche Alternative sie wohl dem verbindlichen professionellen Standard systematischer Wissenschaftlichkeit entgegenzusetzen hätten, ohne sich der Gefahr eines Rückgriffs auf vorwissenschaftliche, d. h. vorrationale Erkenntnisebenen auszusetzen.

Geschichte und Geschichtswissenschaft im Gewande Clios selbst erweisen sich hier freilich gleich zu Beginn als unverhoffte Verbündete an der Seite so befragter feministischer Wissenschaft. Sie fordern unmißverständlich dazu auf, das scharfe Messer männlicher Rationalität mit inzwischen geschulter weiblicher Hand zu gebrauchen und das Instrumentarium systematischer wissenschaftlicher Analyse zielgerichtet auf diese Gegenfrage selbst anzusetzen.

Wann und in welchem historischen Kontext, so ist einzuwenden, konnte sich diese Frage nach einer weiblichen Alternative zur männlichen Wissenschaft überhaupt stellen, angesichts der Tatsache, daß Frauen an jenem langfristigen Prozeß, welcher im Laufe des 19. Jahrhunderts die Professionalisierung und Institutionalisierung der Wissenschaften mit sich gebracht hat, realiter nicht teilhatten?

Über diesen Sachverhalt selbst, über die Tatsache also, daß Frauen auf dem Wege zur institutionalisierten Wissenschaft nicht mitgegangen sind bzw. nicht mitgenommen wurden, besteht heute weitgehend Konsens, auch wenn das Bedürfnis, diesen wenig erfreulichen Befund und seine bis in die Gegenwart wirkenden Folgen in klagender Pose anzuprangern, unter feministischen Wissenschaftlerinnen verständlicherweise nach wie vor groß ist.

Es ließe und läßt sich eine triumphierende Bestandsaufnahme dieser Art natürlich auch für die Geschichtswissenschaft vornehmen, wie allein die verehrten männlichen Vorgänger an diesem Lehrstuhl in lebendiger Anschauung beweisen können. Gerne wurde und wird von feministischen Historikerinnen mit beißendem Vergnügen auch auf die massiven Widerstände hingewiesen, welche die männliche Wissenschaft zu Beginn unseres Jahrhunderts dem langsamen, sehr langsamen Eindringen von Frauen in ihre Domäne entgegengesetzt hat.

Noch 1916 hat sich beispielsweise die Universität Graz, anlässlich des Habilitationsansuchens von Mathilde Uhlirz, der ersten weiblichen Vertreterin des Faches Österreichische Geschichte als wissenschaftlicher Disziplin, prinzipiell gegen die Habilitation von Frauen ausgesprochen, um drei Jahre später – 1919 – als Voraussetzung für die Habilitation einer Frau – weit über die Anforderungen an männliche Wissenschaftler hinausgehend – den Nachweis eines gesicherten wissenschaftlichen Rufes zu verlangen, weil, wie es hieß, „dem Weiblichen zwar eine sehr gute Anlage zur receptiven Aufnahme des dargebotenen Wissens und sehr viel Strebbarkeit und Fleiß zukommen, die Originalität und besonders die Selbständigkeit des Denkens aber, die sich auch der Autorität des Lehrers gegenüber durchsetzt, bei Frauen viel seltener als bei Männern zu finden sei.“

Es bedurfte weiterer sechs Jahre, ehe sich im Jahr 1925 Erna Patzelt, Mitarbeiterin und Assistentin von Alphons Dopsch am Wiener Institut für Wirtschafts- und Kulturgeschichte, als erste Frau in der österreichischen Geschichtswissenschaft – mit einer Venia für Geschichte des Mit-

telalters und Wirtschaftsgeschichte – habilitieren konnte; erst 1932 folgte dann – im dritten Anlauf – die Habilitation von Mathilde Uhlirz für das Fach Österreichische Geschichte.

Auf diese Weise ließe sich die mangelnde Präsenz von Frauen innerhalb der institutionellen Geschichtswissenschaft mit unbestechlichen Zahlen bis in die Gegenwart hinein nachzeichnen – erst 1952 beispielsweise konnte sich die Medizinhistorikerin Grete Mecenseffy als dritte Historikerin habilitieren und erst nach weiteren fünfzehn Jahren wurde mit der Berufung von Erika Weinzierl an die Universität Salzburg der erste Lehrstuhl im Fach Geschichte an eine Frau vergeben.

Doch scheint mir der Erkenntnisgewinn von solchen und ähnlichen, aus mehr oder weniger polemischem Geist geborenen Feststellungen in Redundanz zu versanden, wenn nicht das wiederholt konstatierte Phänomen selbst, d. h. die sattsam bekannte Absenz von Frauen in Universität und Wissenschaft, in den Brennpunkt des wissenschaftlichen Interesses gestellt wird, wenn also nicht, mit anderen Worten, nach den möglichen Ursachen und historischen Bedingungsfaktoren einer solchen Absenz gefragt wird.

Die Zusammenhänge zwischen der historischen Entwicklung einer wissenschaftlichen Disziplin, ihrer jeweiligen institutionellen und wissenschaftlichen Zielsetzung und der komplementären Absenz von Frauen, lassen sich auf diese Weise nämlich sehr viel klarer erkennen.

Das feine Gespür für diese, wie man es heute nennen würden, systemimmanente Logik, welche die Universitäten und die in ihnen betriebene Wissenschaft in den Dienst übergeordneter staats- und gesellschaftspolitischer Aufgaben stellte, war tatsächlich im kollektiven (männlichen) Bewußtsein des 19. Jahrhunderts bereits in unmißverständlicher Weise vorhanden, wie sich beispielsweise aus einem akademischen Votum zum Frauenstudium aus dem Jahr 1877 herauslesen läßt: „Eine Änderung des scientifischen und disciplinaren Charakters der Universität ... kann weder im Interesse der Wissenschaft, noch einer selbst fortschrittlichen sozialen Ordnung liegen. Die Universität ist heute noch und wohl für lange hinaus wesentlich eine Vorschule für die verschiedensten Berufszweige des männlichen Geschlechts und so lange die Gesellschaft, was ein günstiges Geschick verhüten möge, die Frauen nicht als Priester, Richter, Advokaten, Lehrer, Feldherrn, Krieger auszubilden das Bedürfnis hat, das heißt, solange der Schwerpunkt der Leitung der sozialen Ordnung noch in dem männlichen Geschlechte ruht, liegt auch keine Nötigung vor, den Frauen

an der Universität ein Terrain einzuräumen, welches in den weiteren Folgen unmöglich zu begrenzen wäre.“

Deutlicher konnte der untrennbare Zusammenhang zwischen Universität, Wissenschaft sowie staats- und gesellschaftspolitischer Zielsetzung wohl nicht zum Ausdruck gebracht werden.

Schlägt man in diesem Sinne nun den Bogen zurück zur Aufgabenstellung, der sich das Fach Österreichische Geschichte im Laufe seiner Entwicklung gegenüber sah, so zeigt sich die ihm eigene Abwesenheit von Frauen ebenfalls in einem sehr viel klareren Licht: Wo es darum ging, auf dem Wege über die historische Kenntnis von Herrschaftsgeschichte ein staatsbürgerliches Bewußtsein auszubilden, konnte die Kompetenz von Frauen per definitionem nicht gefragt sein. Bedeutete doch der Weg zum modernen Zentralstaat selbst jenen Königsweg, der dem männlichen Geschlecht allein für die Zukunft die grundlegenden staatstragenden Funktionen zuwies.

Die beiden Säulen zentralstaatlicher Verwaltung, Beamtenschaft und Bürokratie einerseits, stehendes Heer und staatliche Armee andererseits, stellten bekanntlich die entscheidenden Faktoren innerhalb jenes Staatsbildungsprozesses dar, durch welchen im Laufe des 18. und 19. Jahrhunderts die Voraussetzungen für den modernen österreichischen Verfassungsstaat geschaffen wurden. Beide Faktoren – Bürokratie und Armee – waren von Anfang an als ausschließlich männliche Domänen definiert, in welchen es für Frauen keinen Raum geben konnte.

Im Laufe dieses Prozesses, der die omnipotente Macht des Zentralstaates an die Stelle der traditionellen ständischen Pluralität von Rechten und Herrschaften setzte, wodurch die männliche Dominanz innerhalb einer neu definierten Sphäre von staatlicher Öffentlichkeit begründet wurde, im Laufe dieses Prozesses von moderner Staatsbildung vollzog sich nun aber auch jene fatale Trennung der Geschlechter, die dem einen Geschlecht die staatlich-öffentlich-politische Sphäre, dem anderen die ihm komplementäre, ebenso neu definierte private Sphäre von Haus und Familie vorbehielt.

Feministische Historikerinnen haben auf diesen Zusammenhang zwischen staatlicher Modernisierung und bürgerlicher Geschlechterrolle seit langem hingewiesen und dabei das Augenmerk vor allem auf die ökonomische Seite dieses Prozesses, den Wandel etwa von Männer- und Frauenarbeit und – damit verbunden – die Reduktion von Frauenarbeit auf die „moderne“ Hausarbeit gelegt.

Mir scheint es mit Blick auf diesen Zusammenhang besonders wesentlich, die Rolle der Wissenschaften und Universitäten, und insbesondere die Rolle der Geschichtswissenschaft dabei nicht aus den Augen zu verlieren, läßt sich doch der Prozeß der Verwissenschaftlichung des Faches Österreichische Geschichte nur in Verbindung mit der Herausbildung des modernen österreichischen Zentralstaates sehen und begreifen – und sind doch beide – Zentralstaat und Geschichtswissenschaft –, ihrer inneren Logik und Parallelentwicklung gemäß, durch eine ihnen geradezu immanente Aufgabenteilung zwischen den Geschlechtern charakterisiert:

Der Gleichung Mann-Staat-Wissenschaft entsprach eine – von diesem sich selbst genügenden Zirkel abgehobene und in den Hintergrund gedrängte – Gegenwelt von Frau und Familie ohne Wissenschaft: Wo der Mann – wie es so schön in der Sprache des 19. Jahrhunderts hieß – die „Leitung der sozialen Ordnung“ durch Bürokratisierung, Militarisierung und Rationalisierung des Lebens auf seine schwachen Schultern lud, da konnte und mußte dem weiblichen Element nur jene Surrogatfunktion zugewiesen werden, welche – in der Enge der bürgerlich-familiären Privatwelt – die emotionalen Folgen dieser Aufgabenteilung zumindest teilweise aufzufangen vermochte.

In jener wechselseitig aufeinander bezogenen Öffentlichkeit von Staat und Wissenschaft war also, zum Nachteil beider Geschlechter, eine sichtbare Präsenz des weiblichen Geschlechts nicht mehr vorgesehen. Auf die denkende und intellektuelle Kompetenz von Frauen wurde im Zuge dieser historisch-wissenschaftlichen Entwicklung verzichtet, weil das männliche Geschlecht Vernunft und Rationalität ausschließlich für sich in Anspruch zu nehmen begann; daß dabei umgekehrt dem weiblichen Geschlecht in überkompensatorischer Weise allein die emotionale Kompetenz für beide zugewiesen wurde, ist nur die Kehrseite ein und derselben Medaille, die letztlich die ganzheitliche Verarmung beider Geschlechter nach sich ziehen mußte.

Das wissenschaftliche Gespräch zwischen den Geschlechtern war im Laufe dieses Prozesses mehr und mehr verstummt: Philosophinnen und Denkerinnen wie Anne Conway, die eigentliche Begründerin der Leibnizschen Monadenlehre, oder wie Emilie Marquise du Chatelet, Verfasserin bedeutender philosophisch-physikalischer Schriften und Lebensgefährtin Voltaires, oder, um im Rahmen der österreichischen Geschichte zu bleiben, wie Maria Gaetana Agnesi, Autorin eines systematischen Lehrbuchs für Mathematik sowie der Maria Theresia gewidmeten „Analytischen Ge-

setze“ gerieten bald in Vergessenheit, um dem Siegeszug der männlichen Traditionsbildung nicht im Wege zu stehen.

Zu einem historischen Kuriosum sank jene vormalige Kultur der Salons herab, in welchen Frauen – außerhalb freilich jeder institutionellen Verankerung – für den kulturellen und wissenschaftlichen Gedankenaustausch zwischen den Geschlechtern Sorge getragen hatten. Zum Vorteil beider Geschlechter, zum Vorteil von Staat, Gesellschaft und Wissenschaft konnte eine solche Entwicklung – wie heute offenkundig – wohl schwer gereichen.

Lassen Sie mich, meine Damen und Herren, einen letzten Blick zurück auf das Fach Österreichische Geschichte werfen: Es versteht sich von selbst, daß – parallel zum gerade skizzierten realen historischen Werdegang – auch die wissenschaftlichen Kategorien von Staat und Nation als ausschließlich männlich definierte Denkmuster keinen Blick auf Frauen (und Männer) als historische Objekte zuließen.

Wo es im Rahmen einer traditionellen, dynastisch ausgerichteten Herrschaftsgeschichte noch möglich war, Frauen in ihrer realen Existenz als Herrscherinnen auch historisch wahrzunehmen, da blendete der auf den Zentral- und Nationalstaat gerichtete wissenschaftliche Scheinwerfer vollends den Anteil von Frauen aus der Geschichte aus.

Erst die Hinwendung auf neue historisch-wissenschaftliche Kategorien wie Volk oder – später – Gesellschaft weitete wieder verstärkt das Blickfeld auf jene Bereiche aus, wo Frauen und Männer in den unterschiedlichsten Formen ihrer sozialen Beziehungen wahrnehmbar wurden. Es ist so gesehen kein Zufall, daß es jener vorhin erwähnten frühen volks- bzw. landeskundlichen Modernisierung der Geschichtswissenschaft der Jahrhundertwende und noch verstärkt der zwanziger Jahre, bedurfte, damit sich wiederum eine Geschichtsbetrachtung entwickeln konnte, welche in sehr viel stärkerem Maße – beispielsweise in der Untersuchung der bäuerlichen Lebensweise – die selbstverständliche Existenz beider Geschlechter in ihre Untersuchungen miteinbezog.

Und es scheint mir ebensowenig ein Zufall zu sein, daß diese neue Art von Geschichtsbetrachtung erstmals auch Frauen selbst als Wissenschaftlerinnen in den Prozeß der historischen Forschung einzubinden begann. An die bedeutende Rolle einer Lucie Varga im Umfeld der Annales ist hier ebenso zu denken, wie an Marianne Weber, Hedwig Hintze, oder, um in Österreich zu bleiben, an Erna Patzelt im Rahmen des Wiener Seminars für Wirtschafts- und Kulturgeschichte. Und ich möchte es nicht verabsäumen,

an dieser Stelle der Historikerin Grete Müller ein Denkmal zu setzen, welche als Lyzeallehrerin für Geschichte am Mädchenlyzeum in Salzburg im Jahr 1908 folgende Betrachtungen über eine von ihr geforderte Reform des Geschichtsunterrichts angestellt hat: „Die Geschichtspflege im dynastisch-politischen Sinne stellt – im Gegensatz zur Kulturgeschichte – einen eng begrenzten, zumeist einseitig beleuchteten Ausschnitt aus der Fülle historischer Geschehnisse dar, der, seiner Zusammenhänge mit dem Ganzen beraubt, im Schüler eine bedeutende Überschätzung persönlich-dynastischer Bestrebungen zeitigen muß. Solange man Geschichte ausschließlich in diesem Sinne lehrte, schien sie einzig und allein an den Fürstenhöfen, in den Kabinetten und auf den Schlachtfeldern ihre großen Entscheidungen zu erfahren ... Ein Blick in so manches unserer Lehrbücher belehrt uns darüber, wie hausbackene, selbstzufriedene Schulmeisterei geschichtliches Scheinwissen absatzweise verabfolgt und mit zwanzig Zeilen oder weniger Urteile über die Größten zusammenfaßt, die unsere Jugend lernt, um dann in Zukunft ebenso selbstsicher die bewußten zwanzig Zeilen wie eigenes Urteil weiter zu verbreiten. Diesem Unwesen sollte in Schulstunden und Lehrbüchern ein Ende gesetzt werden.“ Goldene Worte einer Historikerin aus dem Jahr 1908!

In ähnlicher Form hat erst wieder die neuere Sozialgeschichte der siebziger Jahre den Boden für die Wahrnehmung von Frauen als historisches Erkenntnisobjekt aufbereitet, und damit umgekehrt die Geschichtswissenschaft selbst auch für Frauen zunehmend attraktiver gemacht. Nun erst konnte aber – in der Verbindung beider Elemente – der massive Zugriff von Frauen als Wissenschaftlerinnen auf die Geschichte selbst beginnen.

Denn bis in die achtziger Jahre unseres Jahrhunderts hinein haben sich Frauen in der Geschichtswissenschaft – trotz der vielversprechenden, dann aber nicht weitergeführten Reformbemühungen der Jahrhundertwende und Zwischenkriegszeit – der vorherrschenden männlichen Tradition einer Geschichte von Haupt- und Staatsaktionen notwendigerweise angeglichen; mußten sie doch – um überhaupt reüssieren zu können – den Nachweis erbringen, im Rahmen dieser männlichen wissenschaftlichen Tradition gleichermaßen ihren Mann zu stellen. Fragen nach einer – bisher möglicherweise nicht wahrgenommenen – Geschichte ihres eigenen Geschlechts, Fragen nach Frauen in der Geschichte also verboten sich unter wissenschaftlich-universitären Bedingungen solcher Art von selbst.

Es war die Tradition der Väter, welche auch die wenigen Frauen in der Geschichtswissenschaft aufrecht erhalten mußten und wollten, es war

die Tradition der Väter, in deren Dienst die eigene wissenschaftliche Arbeit gestellt wurde und welche umgekehrt den Blick auf eine weibliche Geschichte, auf eine Tradition der Mütter, jahrzehntelang nicht zuließ.

Erst die seit einigen Jahren auf breiter gesellschaftlicher Basis sich ändernde Stellung von Frauen im öffentlichen Leben, ihr Eintritt in entscheidende Funktionen des politischen, ökonomischen, aber auch wissenschaftlichen Bereichs hat es mit sich gebracht, daß Frauen ihrer eigenen – einer anderen – Geschichte sich bewußt werden konnte.

Und erst dieses Bewußtsein von einer eigenen, bisher verborgenen Geschichte hat in den letzten zehn bis zwanzig Jahren dazu geführt, daß Frauen andere und neue Fragen an die Vergangenheit zu stellen begonnen haben; daß Frauen die weibliche Tradition und weibliche Dimension dieser Vergangenheit in das Zentrum ihres Erkenntnisinteresses rücken und auf diese Weise das männliche Instrument historischer Kritik auf die bisherige Entwicklung der Geschichtswissenschaft als Geschichte und Wissenschaft ohne Frauen ansetzen.

„Schreiben Frauen anders und eine andere Geschichte als Männer?“ – Es ist zu wünschen, daß sie es tun, und es ist zu wünschen, daß man(n) es ihnen ermöglicht. Es kann für die Wissenschaft ebenso wie für die Vergangenheitsbewältigung beider Geschlechter nur von Vorteil sein, wenn das Selbst-Bewußtsein einer „anderen“ Geschichte der einen – bisherigen – Geschichte zugute kommt.

Die eigene weibliche Geschichte aufzuarbeiten bedeutet mehr als das Aufspüren von einzelnen großen Frauen in der Vergangenheit, mehr auch als das wiederholte Aufzeigen einer jahrhundertelangen Unterdrückung und der mehr oder weniger erfolgreichen Versuchen, sich aus ihr zu befreien. Die eigene weibliche Geschichte bedeutet das Wiederfinden jener verlorenen und verborgenen Spuren, die Frauen in der Geschichte hinterlassen haben, weil niemand sie wahrgenommen und daher überliefert hat. Es bedeutet, sich die eigene weibliche Tradition, die Tradition der Mütter ins Gedächtnis zu rufen, und der Bogen der Erinnerung reicht in diesem Sinne sehr viel weiter als es die – eingeschränkte – bisherige Wahrnehmungstradition der männlichen Wissenschaft vermuten lassen würde.

Die Geschichte von Frauen findet sich in Bauernhöfen, Bürgerhäusern, Grundherrschaften, in Textilfabriken, Kohlegruben, Almwirtschaften, in den Salons und auf den Märkten, in Gebäranstalten und Freudenhäusern, in Vereinslokalen und Krankenanstalten, bei karitativen Tätigkeiten und in politischen Bewegungen, die Geschichte von Frauen

findet sich in Rechtstexten, wissenschaftlichen Abhandlungen, in Zeitungen und Zeitschriften, in literarischen, pädagogischen, medizinischen Texten, in Bildern, Darstellungen und sogenannten Realien, welche sie selbst hinterlassen haben – und das Überraschende an dieser Geschichte ist, daß sie plötzlich auch die Geschichte von Männern, an der Seite von Frauen, zu erkennen gibt.

Das Fach Österreichische Geschichte, meine Damen und Herren, hat sich seiner Frauen bisher noch wenig erinnert, wenn man von den wenigen Ausnahmeerscheinungen, die zufälligerweise ein Herrscheramt innegehabt hatten, einmal absieht. Wenig wurde bisher selbst über das naheliegendste Element in den Denkkategorien von Herrschaftsgeschichte in systematischer Form nachgedacht, über die Rolle und den Wert nämlich, welche Frauen (als Ehefrauen, Witwen, Mütter und Töchter) als Instrument dynastischer Machtpolitik gespielt haben. Und ebenso blieb die vorhin skizzierte historische Arbeitsteilung der beiden Geschlechter im Zusammenhang mit der staatlichen und ökonomischen Modernisierung außerhalb seines wissenschaftlichen Interesses.

Darüber hinaus aber liegen noch unermesslich weite Felder bisher unbearbeiteter Frauengeschichte und Männergeschichte vor uns – und der raum-zeitliche Rahmen einer österreichischen Geschichte ist bekanntlich weit genug, um sowohl an Ort und Stelle in die Tiefe graben zu können, wie es eine Gruppe von Frauen etwa am Beispiel eines Quellenbuches zur Salzburger Frauengeschichte kürzlich unternommen hat, als auch geographisch ausgedehnt sich an vergleichende Studien zu wagen, welche die Gemeinsamkeiten und Unterschiede beispielsweise von bürgerlicher Frauenkultur zwischen Mailand und Prag, Budapest und Wien im 19. Jahrhundert herausarbeiten könnten.

Sich die eigene Geschichte, die weibliche Dimension der Vergangenheit wieder ins Gedächtnis zu rufen, heißt nicht, die männliche Tradition über Bord zu werfen, wohl aber, ihre Grenzen zu erkennen. Sich der weiblichen Traditionen bewußt zu werden, heißt nicht, die männliche in feministischer Polemik abzulehnen, wohl aber sich von Zuschreibungen zu verabschieden, welche den faustischen, den erkennenden Menschen nur in männlicher Gestalt erscheinen lassen, und den weiblichen Intellekt in der hilflosen Figur eines Gretchens zum Schweigen bringen.

„Die Wahrheit“, so pflegte mein akademischer Lehrer, Fritz Fellner, in seiner unvergessenen Einführungslehrveranstaltung, welche Generationen von Historikerinnen und Historikern in Österreich geprägt hat,

den niederländischen Historiker Peter Geyl zu zitieren, „die Wahrheit mag für Gott nur eine sein, für den Menschen hat sie viele Gesichter“.

Es ist an der Zeit, wie mir scheint, der Wahrheit ihr weibliches Gesicht und der Geschichte ihre weibliche Wahrheit wiederzugeben.

Abstract

Brigitte Mazohl-Wallnig: Quousque tandem? Il corso di “Storia austriaca” – una provocazione delle tradizioni maschili

Il testo rappresenta il discorso inaugurale presentato all'Università di Innsbruck nel novembre 1994 in occasione dell'insediamento sulla cattedra di Storia Austriaca. L'intervento ripercorre le tappe più salienti delle tradizioni storiografiche – definite “ombre invisibili” – che caratterizzano la facoltà storica di Innsbruck e che irrimediabilmente si riversano su chi vi esercita le nuove funzioni di insegnamento e di ricerca. Si tratta innanzitutto di un discorso prettamente maschile le cui peculiarità sono costituite da regole maschili quali il diverbio retorico, gli stereotipi di vittoria o sconfitta, del duello verbale nel quale sono usate delle armi “maschili”. Dinanzi alla serie impressionante di grandi ricercatori che perdipiù si inseriscono nella ormai insigne “Innsbrucker Schule” di provenienza fickeriana riconducibile a nomi quali Alphons Huber, Josef Hirn, Michael Mayr, Hans von Voltelini, Hermann Wopfner e Franz Huter, si pone il quesito, quale poi possa essere la dimensione femminile di reinterpretazione di questa tradizione forte. Senza rinnegarne gli indiscutibili meriti e l'importanza storiografica l'autrice punta verso una ridefinizione categoriale del modo di agire e analizzare storico-antropologico.